

Kot. We sagt was und warum. Thomas Locher: Kölner
Kunstverein (1992), Düsseldorf

PETER WEIBEL

KONTEXTUELLE RELATIONALITÄT, SELBSTREFERENZ UND TRANSPARENZ

IM WERK VON THOMAS LOCHER

(1992)

o.s.

Sächsische
Landesbibliothek
19. NOV. 1993
Dresden

Wie Schiffer sind wir, die ihr Schiff auf offener See umbauen müssen, ohne es jemals in einem Dock zerlegen und aus besten Bestandteilen neu errichten zu können. (1)
Otto Neurath 1932/33

I (UNENDLICHE NICHTIDENTITÄT)

Das Werk von Thomas Locher stellt den Theoretiker vor eine prinzipielle Schwierigkeit. Das Prinzip dieses Werkes ist nämlich eine „unendliche Arbeit“, welche die Folge einer Kritik des Identitätsprinzips ist. Hegel hat in der Nichtidentität eine „Beschränktheit“ des Daseins des Einzelnen, „seine Endlichkeit und seinen Untergang“ gesehen (2). Ein Denken der Differenz macht hingegen gerade das Identitätsprinzip für eine finite, geschlossene, deterministische, statische Welt verantwortlich. Die dem Identitätsprinzip unterworfenen Wirklichkeit, wo die Objekte mit sich identisch seien, wäre eine unveränderliche. Kritik am Identitätsprinzip bedeutet daher Kritik an der ontologischen Konzeption der Wirklichkeit, an der Wirklichkeit, wie sie ist. „Gerade das Identitätsdenken zu denken, heißt, gegen die Identität selbst, gegen Identisches zu denken, damit aber gegen das, was ist.“ (3) Wenn Identität das ist, was ist, dann bedeutet Nichtidentität nicht das, was nicht ist, sondern eine Ontologie (des Seins) wird ersetzt durch eine Semiosis (des Werdens), wo die Wirklichkeit, das was ist, nur ein Moment ist. Hegel selbst war sich bewußt, daß Identität mit sich selbst eine absolute Kontradiktion ist. Innerhalb der Hegelschen Dialektik spielt das Nichtidentische die Rolle des Moments. „Etwas ist nur insofern aufgehoben, als es in die Einheit mit seinem Entgegengesetzten getreten ist; in dieser näheren Bestimmung als ein Reflektiertes kann es passend Moment genannt werden.“ (4) Im Moment sind somit Einheit und Entgegengesetztes in eins gesetzt. Bei Hegel aber negiert sich die Nichtidentität selbst zugunsten der Identität. Da es das Sein der Momente ist, in der Bewegung des Ganzen zu verschwinden und das Nichtidentische die Rolle des Moments spielt, ist das Sein des Nichtidentischen begrenzt, endlich. Im Denken der Differenz hingegen negiert sich die Identität zur Nichtidentität, womit die Wahrheit nicht nur als das Ganze ist, sondern ein Fragment eines unendlichen Prozesses der Selbstreflexion des Denkens. Hegels Dialektik hat zwar das Moment der Differenz, das Heraustreten des Begriffs in seine Entgegensetzung hervorgebracht, aber in der Totalität seines Wahrheitsbegriffs abgeschlossen. Die Momente der Differenz sind aber unendlich. Der Moment ist nicht nur als Moment des Ganzen Moment, sondern das Ganze ist ein besonderer Moment der Momente. Identität ist also nur ein Moment in der unendlichen Entfaltung der Nichtidentität. Identität wird in dieser Sicht zur Beschränktheit des Daseins, zur Endlichkeit, zur

Grenze, notwendig zwar, aber variabel. Eine dynamische, nicht abgeschlossene, offene, unendliche Welt, aus der momenthaft die Identität heraustritt, ist die Folge des Prinzips der Nichtidentität. Nichtidentität verlangt also nach einer unendlichen Arbeit. Eine Theorie für ein Werk, das sich der Nichtidentität verschrieben hat, steht also prinzipiell vor dem Widerspruch, nur in endlichen Ausschnitten und partiellen Segmenten Einblick in diese „unendliche Arbeit“ geben zu können.

There is a „shell“ placed between the external „empty“ material of place and the interior, empty material of language: systems of information exist halfway between material and concept without being either one. (5)
Dan Graham, 1976

II (FORMALE SELBSTREFERENZ)

Dieses Prinzip der Nichtidentität hat die Selbstreferenz der minimalistischen und konzeptuellen Kunst der 60er Jahre von ihrer formalistischen Konzeption, die sich als Beschränkung erwies, befreit. In einem Essay über die Skulptur-Definition in der Geschichte der Moderne: „Michael Asher and the Conclusion of Modernist Sculpture“ (6) hat Benjamin H.D. Buchloh den historischen Kontext dieser Selbstreferentialität aufgezeigt. Die Entdeckung des logischen Positivismus, der analytischen Philosophie, der Semiotik, von Merleau-Ponty's „Phänomenologie der Perzeption“ und von Wittgensteins Schriften, die Wiederentdeckung der plastischen Prinzipien und theoretischen Positionen von Duchamp und der russischen Konstruktivisten führten bei André, Judd, Flavin, Stella, Morris zu einem formalistischen Konzept der Selbst-Referentialität auf der Ebene der Form (shaped canvas), der Farbe, des Ortes, des Materials usw. Diese Selbstreferenz war das Ergebnis einer gesuchten Analogie zu Saussures Verständnis des Zeichens als eine willkürliche Verbindung von Signifikat und Signifikant. Daraus ergab sich das Diktum der Selbstreferenz, ein Werk solle nicht über sich selbst hinausweisen, nicht über seine bloße Materialität; seine Form solle nichts widerspiegeln außer sich selbst; die Skulptur solle ein räumliches Zeichen seiner selbst sein. Die minimalistische Skulptur hat aber selbst bereits die formalistische Konzeption der Selbstreferenz zu überschreiten versucht, z. B. die Mirrored Cubes (1964-65) von Robert Morris. Folgende Begriffe gewannen Bedeutung bei der Transgression der formalistischen Selbstreferentialität: Spezifität (Judd), Ort (André) und Präsenz (Flavin). Vom heutigen Standpunkt aus kann man den minimalistischen Werken Simplität vorwerfen, einen pragmatischen Reduktionismus. Die historische Beschränktheit des in der minimalistischen und postminimalistischen Skulptur (z. B. Serra) formulierten Überschreitens der bloß formalistischen Selbstreferenz ist auf ihr identifizierendes Denken zurückzuführen. Die Art und Weise wie die Minimalisten Formprobleme und die damit verbundenen Probleme von Ort, Material, Zeit etc. lösten, erinnert an Wittgensteins satirische Attacke auf das mit sich selbst identische Ding, die Hegel nahe kommt:

„A thing is identical with itself.“ – There is no finer example of a useless proposition, which yet is connected with a certain play of the imagination. It is as if in imagination we put a thing into its own shape and saw that it fitted. (We might also say: „Every thing fits into itself.“ Or again: „Every thing fits into its own shape.“ At the same time we look at a thing and imagine that there was a blank left for it, and that now it fits into it exactly.) Does this spot „fit“ into its white surrounding? – But that is just how it would look if there had been a hole in its place and it then fitted into the hole ...“ (7)

Die skulpturalen Objekte der Minimal Art scheinen Dinge zu sein, die genau in die Leerstelle passen, die unsere Imagination für sie offen gelassen hat. Die offenen Würfelkombinationen von Sol LeWitt oder die Platten von André scheinen besonders solche schwarzen Punkte zu sein, die in ihre Umgebung passen. Die Lehre des shaped canvas ist, nachdem wir Zick-zack-Linien auf eine Zick-zack-geformte Leinwand gemalt haben, daß das Gemälde erstaunlicherweise genau in den Rahmen paßt, sowie die Bodenplatten genau dort eine Leerstelle am Boden finden, wo wir sie hinplazieren. Diese Leerstellen finden sich natürlich überall, so wie in der Tat jede Flasche erstaunlicherweise in ihre Form paßt. Die offenen Würfelstrukturen haben in der Tat die wahrgenommene Form, wie wir sie uns schon immer mental vorgestellt haben. Wir spielen mit ihnen in unserer Vorstellung und siehe da, sie passen, da „jedes Ding in seine eigene Form paßt.“

Ein Außenseiter dieser Bewegung hat das minimalistische Problem bereits präziser gelöst, Richard Artschwager, indem er Präsenz nicht

identischdefinierte, sondern im Zeichen der Hegelschen Entzweiung. Er wird daher auch für das Verständnis von Lochers Kunst von besonderer Bedeutung sein. In „Porträt I“ (1962) und „Table with Pink Tablecloth“ (1964) sehen wir eine Ambivalenz zwischen Objekt und Bild, eine Ungewißheit des Ortes, des Objektes, der Identität. Der Kasten in „Porträt I“ schaut aus wie ein Objekt, über das das Bild eines Kastens gestülpt ist. Das Bild eines Tischtuches wird als Hülle über einen Tisch als Würfel gesteckt (1964). So wird auch der Tisch dadurch zu einem gemalten Tisch, obwohl er die 3-Dimensionalität eines Gegenstandes hat. Ein Moment der Identität tritt heraus aus einer unendlichen unaufhebbaren Nichtidentität. Die Nichtidentität des einzelnen Gegenstandes mit seinem Bild bzw. Begriff wird gerade durch die Hegelsche Dialektik als „Einheit mit seinem Entgegengesetzten“ gezeigt. Artschwagers Skulpturen sind Gebrauchsgegenstände oder nicht, Skulpturen oder nicht, Pop-Objekte oder nicht, Bilder oder nicht, minimalistische Würfel oder nicht. Die Konsistenz, Kohärenz und Identität der Dinge löst sich auf, gerade indem ihnen ihr identisches Bild aufgezwungen wird. Ungewißheit über ihren Identitäts-Status ist seit Artschwager ein Kennzeichen der modernistischen bzw. postmodernistischen Skulptur. Bei ihm passen Dinge nicht in ihre Form und die Form nicht zu den Dingen. Es bleibt eine Lücke, eine befremdende Differenz. Ihr Ort ist der Nicht-Ort, ihre Identität die Nicht-Identität aus wechselnder Perspektive. Ein Gegenstand, der mit dem Bild dieses Gegenstandes identifizierend bemalt bzw. bedeckt wird, müßte eine Verdoppelung und Verfestigung der Identität bedeuten. Aber das Gegenteil geschieht: in der Verdoppelung ereignet sich die Differenz, die Distanz. Der Ort wird zum Unort, das Bild zum Nichtbild, der Gegenstand zum Nichtgegenstand. Eine metaphysische Krankheit befahl die selbstreferentiellen positivistischen Objekte der Minimal Art. Die auf dem Identitätsprinzip aufbauenden historische Demarkationslinie zwischen Skulptur und Malerei, Volumen und Oberfläche, Objekt und Bild, Gegenstand und Wort, Kunst und Möbel, Realität und Illusion sind gefallen. Der binäre Code des Unterscheidens wird verschärft, gerade durch die Ungewißheit der Markierung: Präsenz durch Abwesenheit. Operationen der Nichtidentität, die Jasper Johns auf dem Tafelbild austrug (Green Target, 1955; Flag, 1954-55; Canvas, 1956; Coathanger, 1958), verfolgte Artschwager mit der Skulptur.

Identität, so lehrt uns auch Johns, entsteht „According to what“, so der Titel eines Bildes von 1964, in Bezug auf einen Referenzrahmen, mit dem sich die Identität verändert. Gegenstände und ihre Bezeichnungen (z. B. Besen in „Fool's House“, 1966), reale Bilder im Bild, Farben und ihre Namen (z. B. rot), finden sich in einem relationalen und rationalen Gefüge einer verunsicherten Identität, die sich zwanghaft Gewißheit verschafft, indem sie fast alle Phänomene verdoppelt. Gerade indem reale Objekte und ihre visuelle Repräsentation, reale Farbe und ihre gemalten und skulpturalen sprachlichen Repräsentationen kohabieren, wird die Zwanghaftigkeit ihrer Differenz sichtbar bzw. „perspektiviert“ als Sprachspiel. Das Bild beginnt bei Johns vom Modell der Wahrnehmung zum Modell der Sprache zu driften, wie bei Artschwager die Skulptur.

Artschwagers Werk stellt das Beispiel einer formalen Überwindung der formalen Konzeption der Selbstreferenz im Bereich der Skulptur dar. Bis heute noch nicht ausgelotet sind die Konsequenzen seiner Verletzung der Demarkationslinie zwischen zeichenhafter und gegenständlicher Welt. Locher ist sein radikaler Nachfolger, weil er die Konzeption der Selbstreferenz kontextuell erweitert. Für beide gilt eine Verletzung des minimalistischen Gebotes, wo die Dinge gegenwärtig sind, gibt es keine Zeichen und umgekehrt (8). Johns Bild „Target“ ist als Bild ein wahres Bild, als Zielscheibe eine falsche Zielscheibe. Der Code ist noch nicht gänzlich verunklart, verwechselt. Die klassische Zeichentheorie schlägt noch durch, wie sie Augustinus formuliert hat: „Wie sollte ein Bild ein wahres Bild sein, wenn es nicht zugleich ein falsches Pferd wäre?“ Artschwager verwechselt den Code, „der ein Signifikationsystem ist, das eine Korrelation zwischen gegenwärtigen und abwesenden Entitäten herstellt.“ (9) Eine Holztür an der Wand, bemalt als Bild einer Holztür, verunsichert die Korrelation. Das Bild ist als Bild wahr und nicht, die Tür ist wahr und nicht. Sie sind und sind nicht, identisch und nicht.

Lochers Werk ist jenseits solcher ontologischer Fragen, auch von Wahrheitsfragen, die auf Ontologie rekurrieren und nicht auf Unterscheidungen. Er verdankt seinen Ansatz der kontextuellen Kritik der formalen Selbstreferenz in der minimalistischen Kunst, wie sie Michael Asher, Dan Graham, Hans Haacke, Daniel Buren, Lawrence Weiner, Marcel Broodthaers u. a. Ende der 60er Jahre und Anfang der 70er Jahre vorgebracht haben.

Materialien konnten nicht mehr einfach als Materialien, identisch mit

sich selbst, und Kunstwerke nicht einfach mehr autonom angesehen werden, sondern als „prozedural und kontextuell bestimmt“. (10) Der Kontext, in dem das Material oder das Werk seine Bedeutung erfährt, war der Kunstkontext, d. h. das Museum, die Galerie, die Geschichte der Kunst. Asher sprach von einer „situational aesthetics“, wo das Werk sich erst realisiert durch minimale Interventionen („using just elements which already existed without a great modification to the space“), oft bis an die Grenze einer sichtbaren Materialität des Werkes, die sich direkt in den räumlich-historischen Kontext eines Codes, eines Museums einschreiben. Die Umstände und Bedingungen einer partikulären Situation in einem Ausstellungs-Kontext bestimmen das Werk. Die verborgenen Referenzrahmen, die das Kunstwerk bestimmen, wurden das Werk selbst. So durchbrach Asher den versteckten neo-positivistischen Formalismus in der minimalistischen Konzeption der Selbstreferenz. Die formale Selbstreferenz wurde durch kontextuelle (räumliche, funktionale, soziale, architektonische, ideologische) Referenzen aufgehoben. Die Korrelation zwischen Präsenz und Abwesenheit ersetzte den Ort, Referentialität, Relationalität und Kontext ersetzen die Spezifität. Von hier aus beginnt die künstlerische Suche nach dem verborgenen Referenzrahmen, die das Kunstwerk und seine Bedeutung konstituieren, nach den verborgenen Mechanismen der Macht, denen das Kunstwerk dient oder widerspricht. So bildeten sich die Grundlagen einer wahrhaft modernistischen und postmodernistischen Skulptur heraus, welche die Materialien und Produktionsprozesse der traditionellen Skulptur der Moderne und Neomoderne in Frage stellt. Die zeitgenössische Skulptur ist gezeichnet von gestörter Selbstreferenz, von Nicht-Identität, „von Interaktionen in einem historisch definierten und konditionierten Raumzeit-Koordinatensystem“. (11) Sie ist nicht Skulptur, sondern handelt von skulpturalen Phänomenen wie Beobachtung, Subjekt-Objektbeziehung, Wahrnehmung, Codierung, etc. die sie dekonstruiert, decodiert, deterritorialisert.

Es ist das große, unsichtbare Labyrinth der Wiederholung, das sich verdoppelndes Sprechens, das zum Spiegel seiner selbst wird. (12)

Michel Foucault, 1963

III (ORDNUNG DER DINGE UND GRAMMATIK DER SPRACHE)

Auch bei Locher gibt es Zeichen, wo die Dinge gegenwärtig sind. Doch während bei Artschwager die Verunsicherung der Identität, der Markierung, der Korrelation, der Etikettierung, der Demarkation zwischen Skulptur (Objekt) und Zeichen (Bild) über eine Identitätsoperation erfolgen, indem das Bild des Gegenstandes auf den Gegenstand gemalt ist, der Gegenstand also zugleich Objekt und Bild ist, erfolgt bei Locher die Verunsicherung der Identität durch eine nicht-identifizierende Operation. Die Zeichen auf den Gegenständen sind mit diesen nicht korrelliert auf identifizierende Weise, sondern sind nur ein Teil der Korrelation von zwei Signifikationsystemen, der Ordnung der Dinge und der Grammatik der Sprache. Die Wörter auf den Gebrauchsgegenständen haben nicht direkt, nicht unmittelbar, nicht identifizierend mit diesen zu tun, höchstens metonymisch. Textinterne und textexterne Relationen treffen aufeinander. Der Bereich der Gegenstände und der Bereich der Sprache wird einerseits noch separiert gehalten, andererseits fällt zwischen ihnen die Demarkationslinie. Meta- und Objektebene scheinen zu implodieren. Nicht Identitätsrelationen, sondern anaphorischen und kataphorische Relationen bestimmen sowohl die Zeichenfolgen wie das Objekt-Ensemble. Die text-syntaktische Kohärenz wie die Kohärenz der Objekte bleiben einerseits intakt, andererseits irritiert ihre Fusion, ihre Verkoppelung uns Betrachter. Was uns im Text als endloses labyrinthisches Wiederholen von Flexionen, Deklinationen, Konjugationen erscheint, als bloß formale grammatikalische Übungen, sind aber in Wirklichkeit morphologische Identitäten und deren Brechungen. Das morphologische Repetitionsmuster dieser totalen oder nur partiellen Wortwiederholungen, das die ganze Spannweite von Gradatio, Symploke, Antimetabole (die Wiederholung zweier Worte in umgekehrter Reihenfolge) bis zu Polyptoton (eine flexivische Wiederholungsänderung), Paronymie (derivative Wiederholungsänderung) umfaßt, folgt aber einer spezifischen Logik, nämlich der Logik der Kommunikation, welche die Logik der Sprache selbst ist. Das heißt die Frage der Spezifität hat sich aus dem Reich der Wahrnehmung höchst präzise ins Reich der Sprache verlagert. Auch Präsenz und Ort sind transformiert und umdefiniert worden. Ihre klassischen Definitionen spielen fast keine Rolle mehr. Präsenz und Ort, Innen und Außen werden nicht mehr spatial, situativ kon-

textualisiert und markiert, sondern systemtheoretisch, kognitiv und sprachlich. Beobachtungen treffen Differenzen, unterscheiden, wer im Beobachtungs- und Kommunikationssystem drinnen und wer draußen ist, wer gesehen und wer angesprochen wird und wer nicht, wer anwesend und wer abwesend ist. Beobachtungsschleifen, kommunikative Rückkopplungen, Positionswechsel innerhalb eines binären Codes bestimmen Präsenz und Absenz, Innen und Außen. Durch die Dynamik der Perspektivwechsel werden aber die Markierungsgrenzen und Identitäts-Etiketten variabel. Lochers „Textobjekte“ sind „saillances“ (René Thom), gestalthafte diskursive Momentaufnahmen eines kommunikativen Kontinuums, das plötzliche Herausspringen einer Form aus einem in unendlicher Bewegung befindlichen Prozeß. Präsenz und Ort werden nicht mehr „skulptural“, d. h. durch „räumliche“ oder materiale Ähnlichkeiten, Nachbarschaften oder Widersprüche veranschaulicht, sondern linguistisch, d. h. durch semantische Widersprüche und Nachbarschaften. Die Korrelation der Worte und Gegenstände, die für sich selbst ihre Identität, ihre Kohärenz aufrechterhalten, ihre Unterscheidungen zwischen Meta- und Objektebene, aber diese durch ihre Parallelisierung trüben, erfolgt nicht allein gemäß einer Logik der Sprache (wie in der Konzeptkunst) oder gemäß einer Logik der Perzeption (wie noch die Minimal Art), sondern durch Kontiguität. Die offene Korrelation in Lochers Werk scheint für den Betrachter höchst inkompatibel, höchst beunruhigend. In der Korrelation allein scheint der Zusammenbruch von Meta- und Objektebene, die Verunsicherung der Identität zu erfolgen. Sie überträgt sich vom Objekt auf das Subjekt. Das ist Lochers Leistung. Dies geschieht dadurch, indem Locher die Identität bzw. Selbstreferenz nicht mehr wie Artschwager, Johns, Judd etc. durch visuelle Ähnlichkeit definiert, sondern von der Kontextualisierungs-Ästhetik Ashers, Burens etc. ausgehend metonymisch, d. h. durch linguistische Kontiguitäts-Tropen substituiert. Tropen dieser Art stützen sich auf die semantische Nachbarschaft, auf die Angrenzungen (Kontiguität) der Substitutionselemente.

Es gibt eine Reihe von Kontiguitäts-Substitutionen: Synekdoche (Teil-Ganzes, Species-Genus, Einzahl-Mehrzahl), Antonomasie (Eigennamen-Appellativ) und Metonymie (Raum-Rauminhalt, Zeit-Zeitinhalt, Ursache-Wirkung). Wir vereinfachen diese z. T. inkonsequente Aufteilung, indem wir alle Kontiguitäts-Substitutionen als Arten der Metonymie definieren, bei der dem (kommunikativen) Kontext Signalfunktion zukommt. (13)

Durch die metonymische Korrelation bzw. Substitution, gebaut auf Kontiguität, Kontext und Kommunikationstypologie, wird das (post-moderne) Ding von seiner formalen Selbstreferenz, von seiner Identität erlöst, ebenso die syntaktische Selbstreferentialität der Sprache überwunden. Möbel als Zeichenträger für Sätze (aus dem Bereich der Interaktion und Kommunikation) verzaubern insbesondere zwei Dimensionen der Semiose, die Semantik (die Relation zwischen Zeichen und Gegenstand) und die Pragmatik (die Relation zwischen Zeichen und ihren Interpreten). Das, worauf referiert wird, existiert nicht mehr als das, worauf referiert wird. Das Denotat verschwindet, kontradiert sich. Das (außersprachliche) Referenzobjekt wird sowohl in der pragmatischen wie semantischen Dimension durch nonidentifizierende Kontiguitäts-Operationen opak. Transparent werden hingegen dadurch die Referentialität selbst und ihr Objekt, die Sprache. Die „unendliche Sprache“ (M. Foucault), die im Werk Thomas Lochers operiert, diese scheinbar endlos grammatikalische Litanei, treibt die Sprache zur Selbstdarstellung. Der endlose Raum der grammatikalischen Flexionen, die verbalen Spiegelreflexionen, die auch das Ensemble der Möbel, die ebenfalls spiegelbildlich aufgestellt sind, wiederholt, betreiben eine mehrfache und mehrschichtige Verdopplung, welche die Struktur der Sprache und damit der Kommunikation, denen die Subjekte und deren Wirklichkeit unterworfen sind, herustreibt. Ein ständiges Pochen und Pulsieren treibt aus der metallenen Folie die unsichtbaren Figuren und Formen, Markierungen und Mechanismen der Macht hervor. Durch die Sprach- und Objektverdopplungen werden Worte und Gegenstände zu Repräsentationen gleichermaßen. Sie konstituieren einen virtuellen Raum, einen Spiegelraum, wo der Riß in der Ordnung der Dinge, den das gespaltene Subjekt, das sich aus dem Riß in der Sprache konstituiert, in diese transferiert und überträgt, sichtbar wird. „Die Sprachverdopplung ist, selbst wenn sie verborgen bleibt, konstitutiv für das Sein der Sprache als Werk und die Zeichen, die zutage treten können, müssen wie ontologische Hinweise gelesen werden.“ (14) Die Spiegel- bzw. Symmetrie-Struktur der Texte und Gegenstände bzw. deren Bruchungen veranlassen die Sprache, sich selbst zu erzählen, verursachen die Selbsttransparenz der Sprache.

Im Selbstbildnis der Sprache und deren (gebrochenen) Verdopplungen erkennen wir bereits das Echo der Doppelbindungen (double bind), wodurch die Störungen und Risse zwischen Subjekt und Welt, zwischen Subjekt und Sprache verursacht werden.

Den Ort des Werkes untersuchen, heißt weder Identitäten zusprechen, noch Widersprüche bestehen lassen, sondern das Werk an sich und in seinem Verhältnis zur Welt außerhalb vorgegebener Kategorien befragen. Man kommt dann den Modalitäten näher, denen gemäß das Werk den Betrachter als Subjekt des Ortes einbezieht, und dem Wesen der Beziehungen, die das voraussetzt. Der Ort des Werkes ist auch jener – gegenwärtig – des Gedächtnisses, ein Ort, der in der Erfahrung, der er eine Ordnung gibt, zwischen Präsenz und Absenz oszilliert. Der Ort des Werkes ist der Ort der Diskontinuität. (15)

Alain Cuffe, 1992

IV (DAS ÄSTHETISCHE FELD)

Um das ästhetische Feld zu beschreiben, in dem Lochers Werk zu situieren ist, versuche ich noch einmal die einzelnen Positionen klarzustellen. Bei Johns und Artschwager ist das Denotat noch vorhanden. Man sieht die Farbe „rot“ und liest das Wort „rot“, das Denotierte (Gemeinte) und das materiale Signifikat sind gemeinsam auf dem Bild oder der Skulptur zu sehen. Bei Locher ist das Denotat nicht mehr vorhanden. Das Geheimnisvolle und Rätselhafte der Bilder bzw. Objekte à la Johns und Artschwager, das sie in die Nähe des Surrealismus bringt, also historisiert, fehlt dadurch bei Locher gänzlich. Seine Skulpturen und Bilder der Non-Relationalität statt Ortsspezifität sind von einer überbelichteten Klarheit, von einer geradezu belastenden Transparenz, gerade weil sie denotatfrei sind, gerade weil ihre Non-Relationalität und diskursive Referentialität den unendlichen Horizont der Nichtidentität eröffnen. Ein infinites Regreß wie bei der fraktalen Selbstähnlichkeit scheint möglich, die aber gebrochen und geordnet wird durch die Struktur der Interaktion und Kommunikation, welche eine binäre Struktur der wechselnden Perspektive, der distinktiven Opposition ist, vom Ich zum Du, vom Hier zum Dort, von aktiv zu passiv. Der infinite Zoom der Fraktale bleibt durch diese binäre Opposition, die der strukturalen Linguistik Roman Jakobsons entlehnt ist, gebunden.

Das Arbeitsfeld Lochers hat die etwas naive Fortschrittlichkeit der Konzept-Kunst wie auch den pragmatischen Positivismus der Minimal Art verlassen, zwei historische Positionen dennoch, die Ausgangspunkte von und Zugänge zu seinem Werk sind. Die Möbel sind dabei bloße Mittel und Modelle, nicht wirklich Stühle, Betten, Tische allein, sondern virtuelle Objekte, ebenso virtuell wie die Sprache, die in diese Möbel eingeschrieben ist. Solche künstliche Dispositive, Werk-Gestelle teilt Locher mit Generationskollegen wie Bustamante, Gober, Klingelhöller, Mucha, Vercruysee, Dwyer etc. Aber so wie es Nähe gibt, gibt es auch Entfernung zu ihnen. H. Klingelhöller und N. Dwyers Buchstaben als Skulpturen stehen zum Beispiel bestimmten Traditionen der konkreten Poesie (z. B. G. Rühm, K. B. Schöffelen) näher. In Lochers Arbeit Referenzen auf die Sprache im Stil der Konzeptkunst (Weiner, Kosuth), auf die relationale Malerei, die primary structures und die Skulptur der Minimal-Schule, auf die Beobachtungsmechanismen von D. Graham und auf die Kontextualisierungsstrategien von Asher und Buren zu sehen, ist daher erhellend. Kosuth hat zuerst (ab 1965) die frühe Abbildtheorie Wittgensteins visualisiert („Der Satz als Bild der Tatsache“). Das Denotat, das Objekt, die Zeichen waren alle zugleich vorhanden und sauber getrennt: der Stuhl, die sprachliche Lexikon-Beschreibung des Stuhls und das Foto des Stuhls. Identifizierende Operationen, fast tautologisch, wären nicht die Zeichenträger, die Materialien der Identität verschieden. Bei Locher gibt es den Stuhl, aber nicht als objet trouvé, als Alltagsgegenstand, sondern als Artefakt. Auf dem stehen Texte, die nicht mit seiner Beschreibung zu tun haben, sondern nur mit kontextuellen Prozessen des Sprechens, des Denkens, des Schauens, also mit Prozessen, die weitläufig, eben, nachbarschaftlich metonymisch mit dem Stuhl zu tun haben (das Sitzen auf dem Stuhl, das Dasein, das Anschauen, das Sprechen etc.). Non-relationale Texte unter einem Gesichtspunkt der Identität, relationale Texte in der Perspektive des Kontextes. Der identifizierende Operation Kosuths steht die nicht-identifizierende Lochers gegenüber, wo die Selbstreferenz durch metonymische kontextuelle Relationalität einerseits erhalten andererseits erweitert wird. Kosuth selbst hat später die Gefahr der Tautologie gesprengt, indem er die Operation der Negation, nicht nur im logischen, sondern auch im Freudschen Sinn, eingeführt hat und damit ebenfalls nicht-relationale, offene Werke schaffen konnte.

In diesem Zusammenhang sollten auch einige Unterschiede zu Praktiken der konkreten Poesie erwähnt werden. Wenn Hans Hollein auf einen Sandstein die Buchstabenkombinationen „P A P“ schreibt und auf einen Papierkörper, der den gebrochenen Sandstein fortsetzt, die Buchstaben „I E R“ (1968), so spielen Aspekte der Bedeutung des Wortes Papier in Bezug auf seine materiale Beschaffenheit, z. B. leicht, in Relation zum Zeichenträger, einmal schwerer Stein, einmal Papier selbst, eine Rolle. Eine identifizierende Operation zwischen Objekt und Text wird durch das gewählte Material gebrochen. Ähnliche Identitätsbrechungen zwischen Materialität des Zeichenträgers und Bedeutung der Zeichen gibt es seit 1966 beim Autor dieses Artikels. In all diesen Fällen ist kontextuelle Relationalität und Referentialität zwar vorbereitet, aber nicht ausformuliert.

Barbara Kruger führt in ihren Textmontagen die Tradition der „Attraktionsmontage“ Eisensteins und der visuellen Poesie fort, indem sie auf der Ebene der Worte und der Bilder die semantische Identität bricht, konkretisiert. Ein historisierendes Verfahren, das Jenny Holzer durch Materialwidersprüche (Marmor) und Kontext-Erweiterungen (im öffentlichen Raum) auf begrenzte Weise zu öffnen sucht.

Denn was wir immer aus der Vernunft erstreben, ist nichts anderes als zu verstehen, und von nichts wissen wir gewiß, daß es schlecht ist, als was uns am Verstehen hindert. (16)
Baruch Spinoza

V (RATIONALITÄT)

„Wer sagt was und warum“ – ist eine klassische Frage der europäischen Rationalität, zu deren Kernaxiomen die Forderung nach radikaler und totaler Transparenz gehört. Der Anspruch auf Transparenz gilt dem Subjekt, der Sprache, der Welt und dem Grund (der Ursache). Transparenz und Grund hängen auf ursächliche Weise zusammen, wie wir noch sehen werden. Rationalismus bedeutet: Subjekt, Sprache, Welt sollen sich zu erkennen geben, sollen zu erkennen geben, wie sie funktionieren, sollen der Vernunft zugänglich gemacht werden, d. h. der rationalen Erklärung, dem rationalen Verstehen. Rationalismus bedeutet, „seine Handlungen zumeist nach der Herrschaft der Vernunft zu lenken (17). Der Ursprung dieser Fragen liegt also in der Tradition des europäischen Rationalismus und der europäischen Aufklärung (Hobbes, Locke, Hume, Montesquieu, Voltaire, Descartes, Malebranche, Diderot, Spinoza, Leibniz, Kant etc.). Rationalismus und Aufklärung verbindet das Prinzip der Vernunft, unter deren Herrschaft alles gestellt wird. Insofern spricht man von der Aufklärung als „dem Zeitalter der Vernunft“, obwohl die Vernunftpraktiken beider verschieden sind. Rationalisten konstruieren umfassende Vernunftssysteme und verwenden dabei das Vermögen der Vernunft, wahre Schlüsse zu ziehen, also rationale, an der Mathematik oder Geometrie geschulte Beweise und Deduktionsmethoden. Die Aufklärer kritisieren Bestehendes im Namen der Vernunft. Dies kann sogar zu einer Vernunftkritik im Namen der Vernunft führen. Für beide gilt, nur die Vernunft, die ratio, liefert uns Wahrheit, Gewißheit, Erkenntnis, Friede, Freiheit etc. „Die Vernunft ist Richter über die Wahrheit“, schreibt der Geistliche Marin Mersenne, der Erfinder der Mersenneschen Zahlen, Weggefährte von Descartes. Wahrheit ist „nichts anderes als die Übereinstimmung des Sachverhalts mit dem Verstande“. (18) Der Wahrheitsbegriff als Abbildungstheorie, als Übereinstimmung von Sätzen und Sachverhalten (Wittgenstein), wird hier bereits vorbereitet, wie auch sonst fast das gesamte Begriffsrepertoire der analytischen Philosophie des 20. Jahrhunderts: Beweis, Wahrheit, Klarheit, synthetische Methode, analytische Methode, Induktion, Erkenntnis, Zirkelschluß, Existenzsätze, Allsätze (Quantifikation von Existenzaussagen wie „es gibt“). Die Korrelation von Sprache, Wahrheit, Wirklichkeit lautet so: „Die Anordnung seiner Sätze (d. h. der Sätze eines Beweises, P. W.) dient nur dazu, um uns mit größerer Klarheit zur Wahrheit und zur Erkenntnis von Dingen gelangen zu lassen“ (Mersenne) (19). Die Weichen sind gestellt, Erkenntnis läuft über Sprache. Die Ordnung der Zeichen repräsentiert die Ordnung der Dinge. Erfolgt die Repräsentation richtig, stimmen die beiden Ordnungssysteme überein, spricht man von Wahrheit. Sprache leistet also eine Erkenntnisfunktion in Bezug auf die Welt. Daher wird das Bestreben der analytischen Philosophie darin bestehen, eine klare Sprache zu finden, eine von metaphysischen Wahrheiten gereinigte Sprache zu konstruieren, die an die Sprache der Logik und Mathematik, gültige Beweisverfahren, angelehnt ist, um die Wahrheit über die Wirklichkeit zu erfahren. Die Antizipation solcher Überlegungen führte zur „wunderbaren Methode“ Descartes' (1647), welche die „Regel zur Leitung des Gei-

stes“ angibt. Regel 1: „Es muß das Ziel der wissenschaftlichen Studien sein, die Erkenntniskraft darauf auszurichten, daß sie über alles, was vorkommt, unerschütterliche und wahre Urteile herausbringt.“ (20) Auf der Suche nach einer Gewißheit, die die Gewißheit aller wahren Urteile begründet, stieß Descartes auf das Subjekt, das Ich, die Existenz des Ich: „das Denken ist es: es allein kann von mir nicht abgetrennt werden; ich bin, ich existiere, das ist gewiß.“ (21) Was ist nun dieses Ich? „Ich bin nun ein wirkliches und wahrhaftiges seiendes Ding. Was denn nun aber für ein Ding? Ich sage ja: ein denkendes Ding.“ (22) Das Subjekt ist also ein denkendes Ding. In der Verknüpfung von Subjekt und Existenz wird auch das Denken mit der Existenz verknüpft. „Ich ist ein denkendes und seiendes Ding.“ Durch den Subjektbegriff wird eine Identität von Ontologie und Denken errichtet. Der Abbruch dieser Identität von Sein und Denken, die mit Parmenides Diktum „Alles Seiende ist sagbar“ beginnt und mit dem Anspruch der Aufklärung endet, alles Denkbare ist sagbar, wird also um den Preis der Negation des Subjekts verdrängt. Mit dem postmodernen Verschwinden des Subjekts ist nichts anderes gemeint als die Aufkündigung der Identität von Sein und Denken, die sich noch in der berühmten Maxime „cogito, ergo sum“ ausdrückt. Die Verkettung von Subjekt, Denken, Sein ereignet sich in der Sprache. Insofern wird die über der Sprache operierende Rationalitätskritik im 20. Jahrhundert auch die historischen Definitionen von Subjekt, Sein, Denken kritisieren, siehe Lacan: „Ich denke, wo ich nicht bin, und wo ich bin, denke ich nicht.“ Mit der dialektischen Nichtidentität von Sein und Denken wird auch die Nichtidentität des Subjekts behauptet werden, und die Kritik an der Aufklärung wird das Gegenteil von Parmenides behaupten: „Die Sprache will die Wahrheit sagen, aber sie kann nicht.“ Alles Seiende ist nicht sagbar, alles Denkbare ist weder seiend noch sagbar. Es gibt eine Kluft, eine Differenz, eine Spaltung, die gerade die Voraussetzung für Denken, Sein und Ich bilden. Die Transparenz, die mehrschichtige Transparenz von Sein, Sprache, Subjekt trifft an eine Grenze, auf einen Widerstand: etwas bleibt stets opak, soweit ich auch vordringe. Diese Opakheit ist dann das Andere, aber gerade dieses Andere konstituiert meine Identität, die sich also einer Nichtidentität verdankt und eine ebensolche bleibt, genauso wie die natürliche Sprache die Objekt-Sprache, mit der wir über die Welt sprechen, und die Meta-Sprache, mit der wir über die Objektsprache sprechen, zugleich ist. Obwohl Descartes vorgab: „Ich will vorwärtsdringen, bis ich etwas Gewisses erkenne, sollte es auch nur die Gewißheit sein, daß es nichts Gewisses gibt,“ hat dieser Anspruch auf universalen Zweifel, auf Gewißheit der Ungewißheit, letztendlich doch vor sich selbst Halt gemacht und den Zweifel selbst nicht in Zweifel gezogen. Das cartesianische Universum der Klarheit und Gewißheit blieb also letztlich ein Evidenzkriterium statt eines Empiriekriteriums. Die Cartesianer des 19. und 20. Jahrhundert mußten daher diesen Empirismus nachholen, z. B. Positivismus und logischer Empirismus. Leibniz hat die cartesianische Methode universalisiert und formal vertieft. Seine „mathesis universalis“, die erste formale Sprache, ist eine Vereinigung von Logik, Mathematik, Kombinatorik, Alphabet. Sie analysiert Begriffe auf ihre Einzelelemente und setzt diese wieder nach logischen Regeln zusammen. Für die Begriffselemente gibt es an die mathematische Zeichensprache angelehnte Symbole. Die nach logisch-mathematischen Regeln zusammengesetzten Buchstaben bzw. Charaktere (nach griechisch: charakter = Buchstabe) sollen „Vernunftwörter und -sätze“ ergeben, mit deren Hilfe die von ihnen bezeichneten Sachverhalte auf ihre Wahrheit überprüft werden können. „Ich hätte gehofft, eine Art allgemeiner Charakteristik zu geben, in der alle Vernunftwahrheiten auf eine Art von Kalkül zurückgeführt würden. Dies könnte gleichzeitig eine Art universeller Sprache oder Schrift sein, doch wäre sie unendlich verschieden von allen denen, die man bislang projiziert hat. Denn in ihr lenkten schon die Buchstaben und Wörter die Vernunft, und Irrtümer (außer Tatsachenfehler) wären in ihr bereits berechenbar.“ (23) Irrtum als bloßer Rechenfehler: in diesem Programm erkennen wir Wahrheit und Irrtum der Aufklärung selbst. Einerseits den Beginn einer Wahrheit, der über George Booles und Gottlob Freges Entwicklungen einer „Begriffsschrift“ zu den großartigen Leistungen der analytischen Philosophie des Wiener Kreises und seiner Folgewirkungen in England und Amerika, insbesondere W.V. Quine, führte und schließlich ins digitale Zeitalter und dessen Behauptung der computer-gestützten Berechenbarkeit (statt Sagbarkeit) von Allem. Andererseits der Beginn eines Irrtums, denn auf formaler Ebene zeigten Gödel und Turing die Grenzen der Berechenbarkeit, Gregory Bateson die Grenzen der Kommunizierbarkeit und Freud und Lacan zeigten die prinzipielle Grenze der Sagbarkeit: Irrtum, Verkennung und Verdrängung, als Instanzen einer anderen Wahrheit.

Die prinzipielle Unerreichbarkeit der Totalität der Wahrheit, der Wahrheit als Ganzes wurde auf mehrfache Weise (von der Psychoanalyse bis zur Quantentheorie) demonstriert.

Gerade hier setzt Lochers Arbeit an, die eine Kritik der Vernunft durch die Vernunft selbst ist. Seine Buchstaben auf Möbeln zeigen die Störung, das Stocken, die Blockade der „mathesis universalis“. Seine Vernunftwörter und -sätze, alle höchst vernünftig zusammengesetzt, bilden Kalküle, auf Gestellen abgebildet, die selbst höchst rational und vernünftig sind. Doch das nüchterne Mobiliar im Zeichen der Ratio und die rationale Sprache blockieren sich gegenseitig. Die Bauteile und Buchstaben, der Satzbau und die Bausätze (formale und materiale Kalküle) gehen eine Verknüpfung ein, eine Relationalität, die einerseits exakt logischen Regeln folgt, andererseits gerade in ihrer Korrelation nicht rational scheint. Nicht also die Frage selbst "wer sagt was und warum" beunruhigt, denn sie ist ja eine klassische rationale Frage, eine Frage nach der Erkenntnisfähigkeit des Subjekts, nach der Erkennbarkeit der Objekte, nach der Erkenntnisfunktion der Sprache und nach dem Grund der Existenz, des Sprechens, des Denkens. Was erschreckt ist also allein, wie diese Frage gestellt und wie sie beantwortet wird, wie diese Frage präsentiert wird, in welcher Materialität und Weise, in welcher kontextuellen Relationalität. Der Kalkül der Kommunikation zwischen Subjekten und zwischen dem Subjekt und der Welt bricht zusammen, auseinander, trifft auf Widersprüche, Widerstände, ist von einer prinzipiellen Sperre gespalten.

Was also an Lochers skulpturalen Charakteren und linguistischen Objektmodellen so sehr beunruhigt, gerade in einer Epoche, die ohnehin mit skulpturaler Architektur, skulpturalen Möbeln und Bildern, mit linguistischer Kunst so überreich gesättigt ist, ist, daß die von ihnen praktizierte Vernichtung bzw. Negation der konventionellen Trennung (separatio) von Objekt- und Metaebene, von Objektwelt und Sprache am radikalsten die Erosionen des Epochenumschwungs zu erkennen gibt.

Die Vernunft ... behauptet in der Tat, daß die Dinge nur als Begriffe Wahrheit haben. (24) G. W. F. Hegel

VI (VERNUNFT UND SPRACHE)

Was macht Sprache zu einer Manifestation von Rationalität? Diese Frage bildet den Grund, die Folie, die Voraussetzung für die Frage „wer sagt was und warum“. Da es sich um schwankenden Grund dabei handelt, kann die Antwort nur opak und verquer gegeben werden. Da die Transparenz eines Grundes bedarf, eines Hintergrundes, auf dem sie sich abzeichnet und der sie begründet, kann es vollkommene Transparenz nicht geben, da sie ja auch den Grund mit einschließt bzw. ergriffe, und dieser daher verschwände. Ein Rest von Opakheit, der sich der Transparenz widersetzt, ist also das Reale, das sich der totalen Symbolisation widersetzt. Dies ist der Grund, warum Locher seine Frage als Hintergrund an die Wand schreibt und die grammatikalischen Gestelle, Möbel, Bauteile, Bausätze, Skulptur-Charaktere usw. als Antworten davor stellt, opake Antworten, deren Opakheit allerdings eine klare Auskunft über die Bedingungen des Sprechens des Subjekts in unserer Gesellschaft gibt. Hegelianer, weil er die Frage stellt, ist Locher auch Anti-Hegel, wie er sie beantwortet.

Wenn ein Hund einen Knochen wiederfindet, den er früher vergraben hat, wie kann er ausdrücken, daß dies kein zufälliger Fund ist, sondern daß er sich erinnerte an „den Ort des Werkes“ und zielgerichtet suchte? Wie kann er also sein Wissen (daß er Kenntnis einer Tatsache aus der Vergangenheit hatte) manifestieren? Durch die Sprache oder durch eine Handlung? Es ist bekannt, daß Tiere die „Werke“, die sie vergraben, wiederfinden. Die Handlung selbst manifestiert ihr Wissen, ihr Gedächtnis. Dennoch sind wir nicht geneigt, ihnen Rationalität zuzusprechen. Denn auch ihre Lautfolgen, z. B. das Bellen des Hundes, wird ja nicht als rationale Sprache anerkannt. Wir wollen hier nicht das Problem des Anthropomorphismus diskutieren, sondern das formale Problem von Objekt- und Metasprache, von Zugang zur Rationalität und zur symbolischen Ordnung. Der Hund kann, wenn wir bewußt seine „sprachlichen Äußerungen“ wie das Bellen vernachlässigen, sein Wissen, das sich durch Handlung ausdrückt, nur durch Handlung selbst manifestieren. Er weiß, wo der Knochen liegt, und zeigt uns durch seine Handlung, daß er weiß, wo der Knochen liegt. Eine Handlung kommentiert eine Handlung. Sprechakt und Sprache, parole und langue, Meta- und Objektbene fallen zusammen. Er hat keinen Zugang zur symbolischen Ordnung, zur Metaebene. Er bleibt im Horizont der Handlung, während uns Menschen die

Sprache zumindest die Illusion gibt, außerhalb des Ereignishorizontes stehen zu können. Wir können handeln in der Sprache, des Handelns und in der Sprache des Wortes dieses Handeln kommentieren. Der Hund kann zwischen Beobachtung, Operation der Beobachtung, Beobachtung der Beobachtung nicht unterscheiden, zumindest kann er es nicht manifestieren. Er bleibt für uns in der Objektebene, er bleibt innerhalb des Systems. Er steht also in Gödels Falle, während wir uns eine vertikale Hierarchie in der symbolischen Ordnung staffeln, wo wir diese Unterscheidungen treffen können. Wir können aus dem System herauspringen und von einem höheren formalen System die Ungewißheit, Finitheit aufheben. Daher gilt allgemein, „daß eine Verhaltensart zu Recht nicht als „sprachlich“ zu bezeichnen ist, wenn sie nicht symbolisch in ihrem Wesen ist, und Verhalten als symbolisch zu beschreiben bedeutet, etwas über die Gründe dessen, der sich verhält, auszusagen.“ (25) Symbolisation heißt also die Fähigkeit, Aussagen über Aussagen treffen zu können, durch neue Aussagen die vorhergehenden Aussagen begründen zu können, bis zum Ursprung, wenn es ihn gibt. Transparenz bedeutet also die Suche nach dem Grund, nach der Ursache (des Verhaltens), Transparenz will den Grund sichtbar machen, aussagen; was so weit gehen kann, daß der Grund ins Unendliche verschoben wird, wodurch mit dem Grund auch die Transparenz entschwindet und damit das Opake, das Andere auftaucht. Transparenz ist also ein Begründungsverfahren, das die Konstruktion von Aussagen durchsichtig und erkennbar macht.

Artschwagers Problem ist die Situation des Hundes. Wenn Tisch und Bild des Tisches konvergieren, wenn Bild und Objekt eins werden, fehlt die symbolische Dimension, die Metaebene, wo Aussagen über Aussagen getroffen werden. Locher muß daher aus der Gegenstandswelt herauspringen, aus dem Innern des Systems, und Zuflucht zur Sprache nehmen, die als Metaebene auf der Objektebene buchstäblich draufklebt, aber inkonsistent, offen relationalisiert statt identifizierend korreliert wie bei Johns oder beim frühen Kosuth. Er kann die Finitheit, die Geschlossenheit des Systems des inneren Beobachters, gefangen in der Welt seiner Handlungen, nur zeigen und dann aufbrechen ins Inkonsistente durch die Einführung der Metaebene der Sprache. Erst die Metaebene zeigt die Inkonsistenz der Objektebene. Erst der äußere Beobachter weiß, wie finit die Objektebene ist, daß eben in der Objektebene selbst nicht alle Sätze entscheidbar, nicht alle Gründe entscheidbar und aussagbar sind, nicht alles Seiende sagbar und nicht alle Fehler berechenbar bzw. erkennbar sind.

Im Horizont der Handlung gibt es auch eine Möglichkeit, Aussagen über Aussagen zu treffen, wenn ich nicht in eine andere Ebene aufsteigen kann und in der gleichen Artikulationsebene bleiben muß. Der Hund könnte sein „Wissen“ zeigen, indem er seine Handlung kommentiert. Das hieße, da er nicht gleichzeitig sagen kann „diese Handlung zeigt, daß ich weiß, warum ich handle“, kann er es zumindest nacheinander durch Handeln ausdrücken, nämlich durch die Verdoppelung der Handlung, wobei die zweite der Kommentar zur ersten Handlung wäre. Die zweite Handlung zeigt (nicht sagt), ich weiß, warum ich handle, ich bin meiner Handlung bewußt. Aber der Hund gräbt nicht zweimal den Knochen aus. Vielleicht ist sein Bellen sein Kommentar oder seine zweite Handlung, welche die beiden Arten seines Wissens ausdrücken, zu finden und zu manifestieren, daß er weiß, daß er findet. Der Mensch hingegen kann mit seiner Symbolisationsfähigkeit auch in der Ebene der Objekte durch Objekte andere Objekte kommentieren, eben durch Verdoppelungen, wie es Locher tut, um die Trennbarkeit (die Separatio) von Objekt- und Metasprache, die beiden Arten des Wissens, auszudrücken. Zur Ratio gehört also Separatio, d. h. Trennung, Differenzierung, Reflexion, Schaffung von gestaffelten hierarchischen Aussagen über Aussagen. Sprachliches Verhalten darf sich also nicht nur innerhalb einer Umwelt abspielen, sondern muß sich in seinen Operationen der Unterscheidung auch auf die Umwelt beziehen und über die Umwelt operieren. Im Clash zweier Signifikationssysteme (Mobiliar und Sprache oder Farben und Ziffern) kollidieren Objektwelt und Sprachwelt, Objektebene und Metaebene, Reales und Symbolisches. So trifft Locher eindeutige Aussagen über die Uneindeutigkeit, so erreicht er Gewißheit über Ungewißheit – Beispiele einer Vernunftkritik durch Vernunft. Für Rationalität ist der Besitz von Sprache notwendig, aber nicht zureichend. (26) Es ist notwendig, auch über die Grenzen der Rationalität und der Sprache zu wissen. Der Double Bind der Zeichenwelt (Sprache) und der Objektwelt (Möbel) soll dieses Wissen über die Grenzen (der Transparenz, der Rationalität, der Sagbarkeit, der Berechenbarkeit, der Kommunizierbarkeit, der Kontrolle) auf rationale Weise ausdrücken.

Rationales Verhalten in der Sprache (geregelt durch die Grammatik) und außerhalb der Sprache (geregelt durch Codes der Kommunikationssysteme)

systeme, durch Naturgesetze etc.) und ihre Relationen, ihre Widersprüche, ihr Problematik sind Thomas Lochers Thema und Obsession. Wenn Sprache und Möbel eine notwendige Korrelation eingehen, so zeigt es uns als Bewohner der Sprache, als innere Bewohner, als Subjekte innerhalb der Sprache, die unsere Identität definiert, indem sie uns der Sprache subjugiert, ihren Regeln unterwirft. Die Grammatik regelt rationales Verhalten in der Sprache. Die Sprache wird zu unserer Umwelt. Wir operieren in Bezug auf die Sprache (als Umwelt) von innen hier. Daher das Verlangen, der Drang der Ratio, ihren Anspruch auch außerhalb der Sprache zu artikulieren. Sie tut dies, indem sie Sprache als Vernunft selbst einsetzt, als Instanz der Vernunft, als Regelsystem auch für die außersprachliche Umwelt. Wenn der Mensch außerhalb der Sprache reagiert und handelt, geschieht dies nur scheinbar, denn die Umwelt jenseits der Sprache ist ebenfalls nach Regeln der Sprache, d. h. nach Regeln der Vernunft, konstruiert. Insofern gibt es kein Jenseits der Vernunft und der Sprache, aber ein umso radikaleres Infragestellen und Transparentmachen dieser Grenzen, wie z. B. bei Oswald Wiener oder bei Wittgenstein und anderen. Auch in der Welt der Gegenstände leben wir in der Welt der Sprache, dies zeigt uns Locher. Sprache wird unsere gesamte Umwelt, die innersprachliche wie außersprachliche. Wir leben stets innerhalb der Umwelt der Sprache, nur symbolisch (d. h. wiederum sprachlich), ist es uns möglich, diese Umwelt zu transzendieren. Das WARUM (von Thomas Lochers Frage) stellt also eigentlich die Frage nach der Sprache selbst, nach dem Grunde der Sprache als Grund des Seins und des Subjekts. Die analytische Philosophie, abgeleitet vom Rationalismus und der Aufklärung, hat diese Funktion der Sprache als Instanz der Vernunft, die Regeln der Sprache als Regeln der Vernunft, mit der die Vernunft auch die außersprachliche objektuale Wirklichkeit reglementieren und unter ihren Anspruch stellen will, besonders untersucht und ihr auch besonders vertraut. Von der Übereinstimmungstheorie von Mersenne bis zur Abbildtheorie zwischen Sprache und Wirklichkeit von Wittgenstein sehen wir, wie im Namen der Vernunft die Regeln sprachlichen Verhaltens zu Regeln des Verhaltens des Subjekts und des Verhaltens der Objekte werden. Die regelhafte Verknüpfung empirischer Sachverhalte mit Sprache drückt das Vertrauen in die Vernunft als universale Sprache aus.

Innerhalb dieser Tradition analytischer Philosophie hat sich aber seit 50 Jahren eine Opposition ausgebildet, die mit höchst komplexen rationalen Mitteln dieses Vertrauen in die Ratio gerade auf der Grundlage einer Kritik der Sprache unterminiert. Mauthner, Gödel, Quine, Lacan, Bateson gehören als Wissenschaftler zu dieser Gruppe. Das ursprüngliche Ziel der rationalistischen Philosophie war, zwischen Wahrheit und Wirklichkeit, zwischen Denken und Sein auf der Ebene der Sprache eindeutige Korrespondenzen zu errichten. Wahrheit als Eigenschaft des Denkens würde die Wirklichkeit des Seins nur ausdrücken können, wenn Begriffe und Sätze konstruiert würden, in deren logischer und grammatikalischer Ordnung sich die wahre Ordnung der Dinge widerspiegelt. Das Ziel von Transparenz und Rationalität war, „wahre Sätze über die wirkliche Welt“ zu finden. Wahrheit wurde dadurch zu einer Eigenschaft von Sätzen, die vom linguistischen Kontext in den extralinguistischen Kontext übertragen werden mußte. Die Wahrheit der Sätze (mittels Grammatik und Wahrheitstabellen, mittels der Regeln der Logik, der axiomatischen Beweismethoden gefunden) sollte helfen, die extralinguistische Wahrheit, die Wahrheit der Objektwelt, zu finden. Dieses Programm kommt symptomatisch zum Ausdruck in den Titeln zweier einflussreicher Bücher von Rudolf Carnap „Die logische Syntax der Sprache“ und „Der logische Aufbau der Welt“. Die Analyse von Aussagen, die Identifizierung ihrer logischen Bestandteile würde die Voraussetzung für den logischen Aufbau der Welt liefern. Die Annahme der Möglichkeit einer fundamentalen Korrelation von Sprache und Welt, von Sprache als Instanz der Vernunft zwischen Geist und Welt könnte nicht deutlicher ausgedrückt werden. Der frühe Wittgenstein, historische Voraussetzung für große Teile der klassischen Konzeptkunst, schwelgt geradezu in so einer Metaphysik der Aussagenlogik: „Der Satz ist ein Bild der Wirklichkeit. Der Name vertritt im Satz den Gegenstand. Der Satz zeigt die logische Form der Wirklichkeit. Das Bild hat mit dem Abgebildeten die logische Form der Abbildung gemein“, etc. heißt es im *Tractatus logico-philosophicus*.

Diese naive Korrespondenztheorie zwischen Sprache und Welt wurde von rationaler Seite her einer radikalen Kritik unterworfen. Aus der oben formulierten Entsprechung von Sprache und Welt, von Wahrheit (der Aussagen) und Wirklichkeit (der Objekte), folgt nämlich eine versteckte Annahme bzw. Voraussetzung, daß die Wirklichkeit nicht nur beschreibbar ist, sondern sogar vollständig beschreibbar ist. Die Möglichkeit der

vollständigen Beschreibbarkeit der Welt hing gemäß dieser Theorie von der Möglichkeit der vollständigen Beschreibbarkeit der Sprache selbst ab. Die innerlinguistische Wahrheit, definiert als Vollständigkeit, Erfüllbarkeit, Beweisbarkeit, Beschreibbarkeit, würde die extralinguistische Wahrheit der Welt definieren. Selbstverständlich hätte es dazu eines extramundanen und extralingualen Subjekts bedurft, das sowohl die abgeschlossene Vollständigkeit der Beschreibung der Sprache wie auch der Welt von einer extralinguistischen bzw. extramundanen Beobachterposition aus bestätigt. Kurt Gödel hat in seinem berühmten Theorem „Über formal unentscheidbare Sätze der Principia Mathematica und verwandter Systeme I“ (1931) die Unvollständigkeit formaler Systeme und die Unmöglichkeit eines vollständigen Beweisverfahrens der elementaren Zahlentheorie mathematisch exakt bewiesen (27). Das heißt, er hat die Grenze der Beschreibbarkeit der Welt gezeigt, die absolute Identität von Denken und Sein aufgehoben, die Grenzen bestimmter Aspekte der Rationalität rational bewiesen, damit bestimmte Programmpunkte des Rationalismus zum Einsturz gebracht.

W. V. Quine hat in zahlreichen logischen Analysen der Sprache (28) die naive Korrespondenztheorie zwischen Worten und Objekten, zwischen Sprache und Welt, zwischen Ontologie und Philologie aufgelöst und für deren neue Relation den Begriff „ontologische Relativität“ eingebracht. Das Projekt der Moderne ist (auch) der Anspruch auf absolute Autorität der Vernunft. Kritik an der absoluten Vernunft ist daher auch Kritik an der Moderne. Solche postmoderne Vernunftkritik ist aber nicht allein von der als irrational denunzierten französischen poststrukturalistischen Philosophie (von Derrida bis Lacan) vorgebracht worden, sondern auch innerhalb der analytischen Moderne selbst, wie z. B. von W. V. Quine. Die Kritik an der Ratio ist also nicht allein eine dekonstruktivistische, sondern auch eine klassische rationalistische.

Gödel hat nämlich den Sätzen der elementaren Zahlentheorie wiederum Zeichen zugeordnet, d. h. die Arithmetik arithmetisiert, eine Art Selbstreferenz zwischen Objekt- und Metasprache errichtet. Den Sätzen der Objektsprache werden Zeichen der Metasprache zugeordnet, wodurch diese selbst metasprachlich und jene objektsprachlich für eine weitere höhere Metasprache werden. Beweissätze wurden zu Zahlenfolgen, die wiederum Beweismethoden zu gehorchen hatten. Aus dieser logischen Struktur der Verkettung von Objekt- und Metasprache hat Gregory Bateson die logischen Bedingungen der schizophrenen Kommunikation und des Double Bind, der Doppelbindung entwickelt. (29) Sowohl Gödel wie Bateson beziehen sich auf die *Principia Mathematica* (1910-13) von Russell/Whitehead und die Theorie der logischen Typen von Russell, gemäß der es eine Diskontinuität zwischen einer Menge und ihren Mitgliedern geben muß. Die Menge kann nicht Mitglied ihrer selbst sein, der Selbstreferenz sind Grenzen gesetzt. Denn der Term, der für eine Menge verwendet wird, ist von einem höheren Abstraktionsgrad, von einer Metaebene eben, als die Terme für die Mitglieder. Die Sprache als Menge kann sich also nicht selbst enthalten. Dadurch werden der Sprache Grenzen gesetzt. Die Arithmetik kann sich nicht selbst enthalten, d. h. vollständig beschreiben, d. h. alle ihre Sätze beweisen – das zeigt Gödel durch seine Gödelisierung. Bateson zeigte, daß diese Diskontinuität in der realen Kommunikation nicht existiert und ständig durchbrochen wird, insbesondere in Machtverhältnissen. Die Kommunikation braucht einen metasprachlichen Kontext, der die Bedeutung des Textes definiert. Es handelt sich dabei nicht um vermeidbare Fehler, sondern um prinzipielle, unvermeidbare Schwierigkeiten. Die Unklarheit des Kontextes schafft prinzipiell „unlösbare“ Sequenzen von Erfahrung. Die logische Struktur der Kommunikation selbst ist es, die die Doppelbindung erzeugt, die wieder „schizophrene“ Kommunikation bewirkt, wenn widersprüchliche Aussagen in der Objektsprache vorliegen, bzw. Metasprache und Objektsprache, Kontext und Text vermischt, bzw. unklar getrennt werden, z. B., wenn jemand sagt, „Wenn du sagst, dieser Stab ist real, dann schlage ich dich. Wenn du sagst, er ist unreal, schlage ich dich genauso als wenn du nichts sagst.“ Der Ausweg ist nur möglich über die Metaebene, daß z. B. der Empfänger dieser kontradiktorischen Botschaft dem Sender sagt, wie paradox seine Anweisungen sind.

Gödel's Unentscheidbarkeit gilt auch für die Kommunikation. Es gibt kommunikative Situationen, wo gerade aufgrund ihrer logisch-rationalen Struktur keine Lösung möglich ist, zumindest nicht auf der objektsprachlichen Ebene.

Die durch die Gödelisierung eingeleitete Unerforschlichkeit und Offenheit der Referenz bewirkt eine universale Relationalität, eine Relativierung der Referenz, eine Art Postontologie. Es gibt nur mehrrelationale Betrachtungen des Raumes, keine absoluten Orte mehr, nur Relationen von Koordinatensystemen, von Codes, von Zeichensystemen. Gegen-

stände werden zu Werten von Variablen einer Theorie. Die Theorie ist wiederum nur der Rahmengenstandsbereich. An der Ontologie ist ja nicht ihre Universalität verwerflich, sondern ihre Zirkularität. In einer berühmten Passage von „Words and Objects“ (1960) zeigt Quine, wie Rahmensprache/Theorie und Ontologie relational miteinander verknüpft sind. Wie wir bei unserer Nahrungsaufnahme nur rückwirkend und rückblickend zwischen Proteinen und Kohlehydraten unterscheiden können, während wir von ihnen aufgebaut wurden und leben, so können wir auch nur im Rückblick zwischen Fiktion und Realität, begrifflicher Konstruktion und Wirklichkeit unterscheiden, während wir schon in einer Wirklichkeit leben, die damit konstruiert wurde. Wir können die begrifflichen Entitäten nicht abstreifen, um zu einer Beschreibung der Objektwelt vorzudringen, aber wir können die Arbeit des Menschen an der Beschreibung und Konstruktion der Welt fragmentarisch subtrahieren. Diese Differenz markiert das Ausmaß der begrifflichen Souveränität des Menschen.

Lochers Kunst stellt nicht nur die Frage nach dem Status der Subjekte, sondern logisch stringenter auch die Frage nach dem Ding und seiner Beziehung zum Subjekt, zum Sozialen, zur Sprache. Lochers obsessive Sprachkontextualisierung auf Alltagsmobiliar verrät die Obsession der Postmoderne mit dem Ding als Fremdkörper im sozialen Gewebe, wie Slavoj Žižek schreibt.

Lochers Kunst ist daher im ästhetischen Feld von Skulptur und Sprache ein Beispiel für Kontextualisierungsstrategien auf mehrfache Weise. Seine „unendliche Arbeit“ setzt M. Bachtins Theorie fort, daß der Autor eines Textes nicht der souveräne und absolute Autor ist, sondern daß jeder Text sich einer unendlichen Transformation von anderen Texten verdankt, und somit einen unendlichen Interpretationsraum eröffnet. Zum anderen ersetzt er das ästhetische Produkt, den Text, obwohl er präsent bleibt, durch Kontexte und Diskursanalysen, welche die Fragen stellen, was sind die sozialen, kommunikativen, mentalen Bedingungen, unter denen Kunst, Kommunikation und Welt entsteht. Damit radikalisiert er das modernistische Projekt. Wenn Postmoderne auch bedeuten kann, radikale Kritik an der Moderne gemäß seinen eigenen Ansprüchen, also selbstreferentielle Kritik, dann ist Lochers Werk postmodern. Denn an Stelle der Definition des Raumes und den Repräsentationsweisen von Kunst durch Identität setzt er Relationalität, Nonidentität, Paradox, Differenz. Lokalität wird ersetzt durch Nichtlokalität. Text durch Kontext. Autor durch Autorenkomplexe, Totalität und Finitismus durch Unvollständigkeit und Kontiguität. Die Logik der Partikularität ersetzt den Terror des Universalismus. Lochers Kunst verweigert sich einer Logik, die auf dem Ausschluß des Anderen beruht, vergleichbar dem Intuitionismus, wo das Gesetz des Tertium non datur nicht gilt, eine mathematische Schule, der auch Gödel nahestand. So wie Gödel das geschlossene totalitäre Informationsuniversum von Russell/Whitehead, ein modernistisches Projekt der totalen rationalen Berechenbarkeit, mit radikal modernen Methoden attackiert und subvertiert, so attackiert auch Locher die Konsistenz des modernistischen ästhetischen Systems (errichtet aus historischen Grammatiken der Skulptur, der Sprache, der Kunst) und bricht (wie ein Hacker, der die Regeln des Systems optimal kennt und deswegen überschreiten kann) das regel-regulierte Universum durch Anwendung seiner eigenen Regeln auf.

In der Philosophie wird das Wort „Gegenstand“ meist in Bezug auf Stühle und Tische gebraucht. Sie sind die häufigsten Beispiele, wenn es um die Beziehung von Wort und Objekt geht. Die Farbe Rot kann aber ebenfalls zum Gegenstand werden. Ja es kann sogar selbst eine Aussage ein Gegenstand sein wie ein Stuhl, behaupten manche (Thilo Vogels Realsatz z. B.). Der Terminus „Aussage“ sei von gleicher Art wie der Terminus „Stuhl“: „Die Tatsache hat dieselbe Struktur wie der Satz“ (Wittgenstein). Damit wird gesagt, daß die Struktur der Tatsache sich in der Aussage widerspiegelt. Der Satzbau widerspiegelt den Bau der Sachlage. Diese Gleichung von Ontologie und Philologie legitimiert Locher, Mobiliar und Texte zu korrelieren, Möbel mit Sätzen zu bedrucken, aber eben um die Gleichung aufzuheben, zu spalten. Der Satzbau und die Bausätze sind different, höchstens kontextuell relationiert. Er zeigt die Widersprüche und Zwänge jeder Ontologie, denn „Identität und Ontologie sind aus demselben Holz geschnitzt“ (Quine) (30), und die Identität hat er ja preisgegeben. Er vergleicht nicht Aussagen mit Aussagen oder Aussagen mit Tatsachen. Er vergleicht Markierungen, er widerspricht Aussagen mit Aussagen, Tatsachen mit Aussagen, Sätzen mit Wörtern. Der Satz hat seinen Gegensatz im Gegenstand. So widerspiegelt er die Struktur der Kommunikation, der Welterfahrung. Er zeigt den Unsinn des Ortes, den Un-Ort des Sinns. Der Ort der Sprache wird zur Topik des Imaginären. Die Grammatik produziert nicht Wirklichkeit. Die Überein-

stimmung mit der Wirklichkeit funktioniert nicht. Satzgefüge (Sprache) und Satzgestelle (Möbel) stehen in einem offenen Referenzrahmen. Störungen, Differenzen, Dissonanzen, Widerstände, Widersprüche bestimmen das Bild der Wirklichkeit und ihrer Repräsentation. Seine Phänomenologie könnte man mit Aussagen wie „Die Aussage 'Dieser Stuhl hat vier Beine' hat mehr Wörter als dieser Stuhl Beine hat“ vergleichen. Diese Vermischung von Objekt- und Metasprache ist je für sich und auch ihrer Struktur nach logisch, doch trotzdem wird einem schwindelig. Logik, Sprache, Gegenstände gehorchen einem nicht mehr, gehorchen einer zentralen Logik nicht mehr, nur mehr einer partikulären. Er zeigt die Ontologie als Teil der Sprache, die wir umbauen. Neuraths Gleichnis muß neu interpretiert werden. Wir bauen die Schiffe nicht nur auf offener See, sondern wir bauen sie erst im Umbau. Locher verabschiedet die Unterordnung unter die Identität. An ihre Stelle setzt er die Unerforschlichkeit der Referenz und bedenkt den ontologischen Bruch mit, der dadurch entsteht. Seine Möbel-Modelle sind „verschiedene Ostensionen“ (Quine), die vorliegen, wenn wir auf die Benzinuhr und nicht auf das Benzin weisen, um zu sagen, daß Benzin im Tank ist. Die Relation von Sprache und Dingen ist nicht zur Gänze im Identitäts- bzw. Abbildungs- bzw. Referenzprinzip erforschbar und dies wird gezeigt. Die Selbstreferenz spielt die Identität aus. Die Benzinuhr kann nämlich eine Fehlanzeige sein, und sogar eine Fehlanzeige kann ein Fehler des Apparates sein, der den Fehler anzeigt, und keinem realen Fehler entspringen. Software-Fehler (Worte) geben keine Hardware-Fehler (Dinge) an, sondern können selbst Software-Fehler sein. Die Fehlerprüfung macht selbst Fehler, diese negative Selbstreferenz gibt ein Beispiel für das Maß an Unbestimmtheit, welches die Relation zwischen Sprache und Welt reguliert bzw. bestimmt. Die Texte auf Lochers hypothetischen Modell-Objekten zeigen buchstäblich, Sprache ist alles, was an Worten dran ist. Man kann aber nicht endgültig sagen, was Worte sind. Grammatik ist ein formales System. Was aber ist formal? Gegenstände sind jedenfalls keine Museumsstücke und die Worte nicht ihre Beschriftungsschilder. Durch den Hinweis auf die Gebrauchsfunktionen der Sitzmöbel wird exemplifiziert, daß Sprache dem Verhalten unterworfen ist. Wer sieht, will angeschaut werden. Der Blick will angeblickt werden. Die Anschauung der Dinge will selbst angeschaut werden. Mit der Aufgabe der Abbildtheorie opfern wir Identität, Ontologie und Bestimmtheitsgarantie. Lochers Verkoppelung von Gestell und Grammatik macht Sprechen zu einem beobachtbaren Verhalten, unterwirft die Sprache dem Verhalten. Seine „Verdoppelungen“ der Wörter und Gegenstände, deren Doppelexistenzen und virtuellen Doubles sind die „Gödelzahlen“ der Wörter und Dinge. Sprache dem Verhalten zu unterwerfen heißt naive Konzepte zu kontextualisieren.

Der Ursprung der Kontexttheorie liegt weit zurück, und zwar in Jeremy Bentham's Theorie der Fiktionen. Er nannte die Kontextdefinition Paraphrasis. Paraphrasis bedeutet, daß, um einen Ausdruck zu verstehen, keine entsprechenden Gegenstände oder Sinneseindrücke (à la Hume) notwendig waren, sondern nur die Übersetzbarkeit und Einbettung in alle anderen Sätze. Seine Idee, im Satz den primären Bedeutungsträger zu sehen, waren für die Entwicklung der mathematisch-logischen Analyse der Sprache ausschlaggebend. Von Frege bis Russell, von Wittgenstein bis Chomsky ist dieser Ansatz wirksam geworden. Die logisch-mathematische Analyse hat nicht nur Philosophie und Sprachtheorie erfaßt, auch die Kommunikationstheorie. Auch dort ist die Kontext-Theorie unentbehrlich, besonders für die Doppelbindungstheorie. Denn nur ein festgelegter geregelter Kontext kann eine Doppelbindung auslösen. In so einem Kontext wird eine Mitteilung gemacht, die etwas aussagt, und zugleich etwas über ihre eigene Aussage aussagt und zwar so, daß diese beiden Aussagen einander negieren bzw. unvereinbar sind. Die Befolgung der Mitteilung bedeutet ihre Mißachtung und die Mißachtung ihre Befolgung. In einer Ich- oder Du-Definition ist dadurch die so definierte Person es nur, wenn sie es nicht ist, und ist es nicht, wenn sie es ist. Identität als Nicht-Identität. Lochers Sätze sind eine Auflistung aller möglichen Situationen, wo wir solchen Doppelbindungen ausgesetzt sind, weil er mit Lacan von der Doppelbindung und der Schizo-Struktur als Voraussetzung des Subjekts ausgeht. Er entwirft dadurch einen unvollkommenen Horizont, der von anderen konstituiert wird und wo das von der differentiellen Identität konstruierte partikuläre Subjekt verschiedene Positionen des Subjekts durchlaufen kann, einmal als Ich, einmal als Du. Als partikulärer Agent des Sozialen vermag ein solches Subjekt das Phantasma des Totalitarismus zu unterlaufen. Locher versucht das Problem zu lösen, wie aus einer endlichen Reihe von Zeichen (Sprache) und einer endlichen Reihe von Regeln (Grammatik) das entsteht, was man „lebende“ Sprache nennt und was diese Sprache mit der Wirklichkeit

verbindet. Die Sprache ist ein gutes Beispiel für ein virtuelles System. Einerseits erscheint die Sprache wie ein mechanisches Uhrwerk, ein determiniertes System mit 26 Elementen (den Buchstaben) und einer determinierten algorithmischen Struktur (der Grammatik). Nun sind manche der Ansicht, daß die Sprache prägende Grammatik zu verstehen sei als hervorgegangen aus einer rein zufälligen Folge von Varianten, Kombinationen, Permutationen. Doch auch ein unendlicher Zeitraum würde nicht ausreichen, wie Chomsky gegen Skinner gezeigt hat (32), um auf diese Weise den Textkörper (alle Schriftstücke) der letzten 2.000 Jahre zu erzeugen. Daß diese Entwicklung ebensowenig rein zufällig geht wie das Lernen bei Kindern, daß Kinder so schnell sprechen lernen und daß in so wenigen Jahrhunderten viele sinnvolle Texte erzeugt wurden, setzt einen Apparat, eine genetische Ausstattung voraus, die diese Lernfähigkeit bewirkt. Dieser Apparat ist einerseits die Grammatik, welcher die Texte erzeugt, und muß andererseits im Gehirn vorgegeben sein, und wird durch Reize stimuliert. Wenn die Grammatik ein Algorithmus ist, der mehr ist als eine rein mechanische Maschine zur Textproduktion, was bedeutet dies in Bezug auf das Gehirn? Die Struktur ist schon in der Grammatik, die nur mobilisiert wird. Satzplanung und Sitzordnung – entspringen sie einer einzigen grammatischen Domäne? Mobilisiert das Mobilium die Grammatik? Was markieren Sprachstörungen? Gibt es im Gehirn etwas ähnliches wie Grammatik oder sogar in der Ordnung der Dinge? Wir stehen noch in der Wüste, aber in einer reich relationalisierten Wüste, zeigt uns Locher. Daß also jenseits der mechanischen Kapazität der Sprache eine sinnvolle Textmenge erzeugt wurde, was eine rein mechanische Kombination der Textelemente sogar in einer unendlichen Zeit nicht schaffen würde, zeigt, daß das Argument einer Art natürlicher Selektion von Algorithmen nicht stimmen kann. Die Sprache ist eben mehr als ein mechanisches System. Irgendetwas schafft schneller sinnvollere Kombinationen der Elemente als es rein mechanisch möglich wäre. Ist dies das, was man Geist nennt? Jedenfalls wäre dieser Geist nicht allein in der Maschine, in der Maschine der Sprache, in der Grammatik zu finden, sondern im Hirn, wo diese determinierten endlichen Elemente und Algorithmen eine unendliche, undeterminierte Folge von sinnvollen Sätzen erzeugen. Erst im dynamischen Spiel der Elemente des mechanischen formalen Systems Sprache, eingebettet in das nicht-mechanistische Gehirn, entsteht dieser Zustand der Virtualität, von dem es dann heißt, eine Sprache „lebt“. Beginn der kognitiven Linguistik, Ende der formalen Sprachtheorie. Denn es gibt zu viele Phänomene, die allein durch formale Betrachtung nicht verstehbar sind. Grammatik und Genetik-Algorithmen des Wachstums.

Für uns ist aber Kunst das, was wir unter diesem Namen vorfinden. Etwas, das ist und gar nicht nach Gesetzen zu sein braucht, ein kompliziertes soziales Produkt.
Robert Musil

VII (VERNUNFTKRITIK DER VERNUNFT)

Das postontologische Kunstwerk, von dem uns Locher ein Beispiel gibt, als Paraphrase kontextuell definiert, von Identität und Ontologie befreit, ein Spiel der Differenzen, löst viele Sicherheiten auf und löst viele Fragen ein. Zum Beispiel die Frage nach dem Subjekt. Wie der Kunst selbst wird auch dem Subjekt ein sozialhistorischer Raum zugewiesen, ein Phasenraum der Differenz, wo er semiotische Freiheiten in der unerbittlichen Logik der Doppelbindung und distinktiven binären Opposition (R. Jakobson) genießt. Die Position des Subjekts wird enttarnt als der Punkt, von dem aus das Subjekt sieht und den es gerade deshalb selbst nicht sehen kann. Dieses Opake widersteht der rationalen Transparenz, bildet daher das Andere. Das Subjekt konstituiert sich gemäß Lacan gerade durch dieses Andere, durch diese Intransparenz, diese Spaltung. Der prinzipielle Fehler, der sich der Berechenbarkeit entzieht und also der Ratio nicht zugänglich ist, ist das Andere. Das Subjekt ist nicht mehr der „feste Punkt, an dem als ihr Halt die Prädikate geheftet sind“, wie Hegel sagte (33). Insofern könnte man eine berühmte Arbeit von Lacan paraphrasieren, nämlich „Kant mit Sade“, und Locher unter die Gleichung „Hegel mit Lacan“ stellen. Locher speist seine Vernunftkritik aus beiden Quellen, aus der rational-analytischen und der psycho-analytischen. Er versucht eine Überhöhung der Rationalität, eine Überbelichtung der Transparenz; sich noch über den Sinn des eigenen Tuns zu verständigen: wer spricht was und warum. „Wer sagt was und warum“ ist eine Frage, auf die es zwei berühmte, scheinbar diametrale Antworten gibt. „Wen kümmert's, wer spricht?“ ist die eine Antwort (1969 von Foucault) (34); Ce que parler veut dire (Was Sprechen

sagen will) lautet die andere Antwort, 1982 von Bourdieu. In Foucaults Frage, die einer Abdankung des Autors das Wort spricht, spricht ein sich selbst in Frage stellendes Wer, ein Subjekt, das sich selbst zum Verschwinden verurteilt, gerade indem es nach sich fragt, als Voraussetzung der Frage. Das Andere wird nicht erkannt als die radikale Alterität der anderen Person jenseits unserer Spiegelung in ihr, als gerade das, was uns nicht zugänglich ist, und daher jene Sprachrelation definiert, in der wir stehen, wenn wir miteinander sprechen. Er verkürzt Lacans großes Anderes zur Macht. Dies verbindet ihn mit Bourdieu. „Worauf es mir ankommt ist, daß es beim sprachlichen Tausch – wie bei jedem anderen Tausch – um ein Machtverhältnis zwischen Sender und Empfänger geht“, lautet Bourdieus These (35).

Ist die Frage, die der Künstler Thomas Locher stellt, eine Frage, welche die Sprache selbst stellt? Wenn es die Frage der Privatperson Thomas Locher ist, dann ist sie relativ unbedeutend, eine Privatfrage in einer Art Privatsprache. Wenn es die Sprache selbst ist, welche die Frage stellt, dann ist es eine Art Selbstdarstellung der Sprache, eine Frage, welche die Sprache an sich selbst richtet. So oder so sind wir schon mitten im Kernproblem der europäischen Rationalität, der Transparenz, die sich aus dem Anspruch der Vernunft ergibt, daß sich ihr alles unterwerfen muß. Die gesamte Problematik der europäischen Philosophie (Subjekt, Sprache, Wirklichkeit, Wahrheit, Ursache) kommt in einer einzigen Frage zusammen, die gleichzeitig eine Frage der Sprache selbst ist. Es ist die Sprache, die hier spricht. Dieser Raum, wo die Sprache selbst spricht, ist wieder der Raum der Transparenz, der Raum der Endlos-Spiegel, den jede Sprache erbaut. Lochers Raum ist dieser Spiegelraum der Sprache, mit seinen Sprach- und Gegenstandsverdoppelungen, wo Bauten und Buchstaben vernetzt sind, aber nicht identisch, sondern gebrochen. Worte und Dinge haben den gleichen Grad an Virtualität, ihre Symmetrie – die Sprache als Spiegel der Dinge und der virtuelle Raum des Spiegels als Verdoppler der Dinge – wird gebrochen. Der Riß in der Sprache wird als Riß des Subjekts sichtbar. Hegel hat bereits diese Dialektik der Entfremdung, die Selbstentfremdung durch Rationalität, die Ich-Zerreißung und Bewußtseins-Spaltung in seiner „Phänomenologie des Geistes“ beschrieben. Lacan hat den strukturellen Mangel an Sein und Identität verabsolutiert.

Identität wird ein ideologischer Effekt; die Einheit und Autonomie des bürgerlichen Subjekts ist eine bloße Produktion der „Imagination“, die imaginär auszufüllen gefährlich ist. Für Lacan ist die Differenz der Grund, der Ursprung. Die Nichtidentität des Realen mit dem Symbolischen begründet die Spaltung des Subjekts, welche Bedingung und Voraussetzung für das Subjekt ist, konstituiert durch das Andere. „Du blickst mich an. Ich blicke dich an“. Das Symbolische als Bereich der Nichtidentität widersetzt sich allein der Macht. Rationale Rationalitätskritik, die sich selbst aufklärende Aufklärung (wie „die Dialektik der Aufklärung“ von Adorno und Horkheimer), will verhindern, daß die Macht sich zur Vernunft rationalisiert. In einem unendlichen Transparenz-Begehren sprengt sie das Gefängnis der Ratio, indem sie das Fundament, auf dem dieses aufgebaut ist, selbst transparent macht und dadurch zum Verschwinden bringt. Das ist es also, was Lochers Kunst will, die Macht des Rationalen selbst zu humanisieren. Die Kunst als das „unendliche Urteil“ (Hegel) über das Kapital (36).

ANMERKUNGEN

- (1) Otto Neurath, Protokollsätze. In: Erkenntnis 3 (1932/33), S. 206.
- (2) G. W. F. Hegel, Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse, Hamburg 1959, Paragraph 213, S. 182.
- (3) Ute Guzzoni, Identität oder nicht. Verlag Karl Alber, Freiburg 1981, S. 12.
- (4) G. W. F. Hegel, Wissenschaft der Logik I, Leipzig 1951, S. 94.
- (5) Dan Graham, Other Observations. In: For Publication, Otis Art Institute, Los Angeles, 1976.
- (6) Benjamin H. D. Buchloh, Michael Asher and the Conclusion of Modernist Sculpture. In: Performance, Text(e)s et Documents; Parachute, Montreal, 1981.
- (7) Ludwig Wittgenstein, Philosophical Investigations, Blackwell, Oxford, 1976, Paragraph 216.
- (8) Aleida Assmann, Die Sprache der Dinge. In: Materialität der Kommunikation, Hrg. H. U. Gumbrecht, K. L. Pfeiffer, Suhrkamp 1988, S. 237.
- (9) Umberto Eco, Semiotik, München, 1987, S. 20.
- (10) siehe (6) S. 62.
- (11) siehe (10).
- (12) Michel Foucault, Das unendliche Sprechen. In: Schriften zur Literatur, Fischer, Frankfurt, 1988, S. 93.
- (13) Vgl. Heinrich L. Platt, Textwissenschaft und Textanalyse. VTB, Quelle & Meyer, Heidelberg, 1975, S. 267.
- (14) *ibid.*, S. 93.
- (15) Alain Cueff, Der Ort des Werkes. Kunsthalle Bern, 1992, S. 10.
- (16) zitiert nach „Rationalismus“ (Hrg. R. Specht). Reclam, Stuttgart, 1979, S. 207-8.
- (17) *ibid.*, S. 211.
- (18) *ibid.*, S. 94.
- (19) *ibid.*, S. 95.
- (20) *ibid.*, S. 102.
- (21) *ibid.*, S. 115.
- (22) *ibid.*, S. 116.
- (23) *ibid.*, S. 234.
- (24) G. W. F. Hegel, Phänomenologie des Geistes, Suhrkamp, Frankfurt, 1979, S. 187.
- (25) Jonathan Bennett, Rationalität. Suhrkamp, Frankfurt, 1967, S. 58-59.
- (26) vgl. *ibid.*, S. 116.
- (27) Kurt Gödel, Über formal unentscheidbare Sätze der Principia Mathematica und verwandter Systeme I. Monatshefte für Mathematik und Physik 38, Wien 1931, S. 173.
- (28) W. V. Quine, Ontologische Relativität und andere Schriften. Reclam, Stuttgart, 1975. Wort und Gegenstand. Reclam, Stuttgart, 1980.
- (29) Gregory Bateson, Ökologie des Geistes. Suhrkamp, Frankfurt, 1981, S. 353.
- (30) vgl. (28), S. 79.
- (31) *ibid.*, S. 54.
- (32) Noam Chomsky, Review of Skinner's „Verbal Behavior“. In: Language 35, 1959, S. 26-38.
- (33) siehe (24), S. 27.
- (34) Michel Foucault, Was ist ein Autor? In: Schriften zur Literatur. Fischer, Frankfurt, 1988, S. 7.
- (35) Pierre Bourdieu, Satz und Gegensatz. Wagenbach, Berlin 1989, S. 13.
- (36) siehe Lochers Edition „Terminologisches Kurz-Brevier im Spätkapitalismus“ für das Magazin „Texte zur Kunst“, Köln 1991.